



# Am Ende der Gewissheiten

**Rolf Mützenich hat zwei Jahrzehnte für Frieden und Abrüstung gekämpft, nun muss der SPD-Fraktionschef Anträge zu schweren Waffen und der größten Aufrüstung seit dem Kalten Krieg durchs Parlament bringen. Über einen Mann, der seinen politischen Albtraum durchlebt.**

Von Christoph Hickmann, Der Spiegel, 21.05.2022

An einem Nachmittag Mitte März steht Rolf Mützenich im Bundestag eine Etage unter der Kuppel und keucht ein bisschen. »Bin die Treppe hochgelaufen, weil der Aufzug kaputt war«, sagt er, dann atmet er weiter schwer unter seiner Maske. Mützenich, 62, ist ein schmaler Mann, zuletzt ist er noch schmaler geworden. Man fragt sich kurz, ob man sich Sorgen machen sollte.

»Ach Gott«, sagt sein Pressesprecher, der hier oben auf ihn gewartet hat. »Kurz Luft holen?«

Mützenich soll gleich etwas in die Kameras sagen, er geht um eine Ecke, stellt seine Tasche ab, kommt zurück und stellt sich vor die Kameras. Es kann losgehen, er keucht nicht mehr, die Maske hat er abgenommen. Er sieht etwas traurig aus. Mützenich sieht eigentlich immer etwas traurig aus.

Er hält die Maske in den Händen, seine Daumen spielen ohne Pause mit ihr, während er darüber redet, was diese Woche politisch so anliegt: Impfpflicht, Energiekosten, Benzinpreis, der große Mahlstrom der Demokratie, zehn Minuten lang. Nur über das, worüber seit zwei Wochen alle reden, sagt Mützenich nichts.

Kein Wort über Waffen für die Ukraine, über die 100 Milliarden Euro für die Bundeswehr, die große Aufrüstung, die Zeitenwende, die der Kanzler gut zwei Wochen vorher ausgerufen hat. Mützenich redet, als wäre das Thema nicht da. Aber das Thema ist jetzt immer da.



Am Vormittag hat die Wehrbeauftragte ihren jährlichen Bericht vorgestellt, es ist, wieder mal, ein Kompendium des Mangels. Ein Reporter fragt Mützenich, ob er und die SPD daran schuld seien.

»Ich wundere mich«, sagt Mützenich, schließlich habe die SPD in den vergangenen Jahren dazu beigetragen, den Wehretat zu erhöhen. Allerdings hätten er und seine Fraktion »einen breiteren Sicherheitsbegriff«, über das rein Militärische hinaus.

»Alleine auf Rüstung zu setzen«, sagt Mützenich, »das gehört der Vergangenheit an.«

Am Tag zuvor hat das Verteidigungsministerium bekannt gegeben, dass die Luftwaffe den Kampffjet F-35 bekommen soll, er könnte im Ernstfall amerikanische Atombomben ins Ziel tragen.

Man ist sich in diesen Tagen manchmal unsicher, ob nicht eher Rolf Mützenich der Vergangenheit angehört. Ob sich die Zeiten so gewendet haben, dass er nicht mehr richtig hineinpasst.

Vor knapp drei Monaten hat Russland die Ukraine überfallen, Menschen sterben zu Tausenden, Städte werden zu Schutt geschossen. In Deutschland stürzen nur Überzeugungen ein, über Jahre gepflegte Gewissheiten. Besonders viele davon hatte Rolf Mützenich, Vorsitzender der SPD-Fraktion im Bundestag. Oder hat sie noch. Das ist jetzt sein Problem.

Seit zwei Jahrzehnten sitzt er im Bundestag, in den vergangenen drei Monaten hat er mehr Überzeugungen abräumen müssen als in den 19 Jahren zuvor.

Mützenich wollte die sogenannte nukleare Teilhabe beenden, weil er dagegen war, dass deutsche Kampfflugzeuge im Ernstfall amerikanische Atombomben abwerfen können. Nun bekommt die Luftwaffe die F-35, weil dieser Jet genau das kann.

Mützenich hat jahrelang gegen Rüstungsexporte gekämpft, nun liefert Deutschland Flakpanzer, schwere Haubitzen und Raketen in ein Kriegsgebiet.



Mützenich war und ist gegen das Nato-Ziel, zwei Prozent der jährlichen Wirtschaftsleistung für Rüstung auszugeben. Deutschland wird dieses Ziel nun erfüllen, zumindest in den nächsten Jahren.

Und Mützenich hat zu denjenigen gehört, die bis zuletzt um Verständnis für Russland warben, auch als das schon grotesk klang. Dann überfiel Russland die Ukraine.

Hätte Mützenich seine gesammelten politischen Albträume aufschreiben müssen, es wäre ungefähr dies dabei herausgekommen. Und er kann nicht schauernd am Rand stehen, er ist der Chef der größten Koalitionsfraktion und muss nun Anträge zu schweren Waffen und zur größten Aufrüstung seit dem Kalten Krieg durchs Parlament bringen.

Man muss sich das ungefähr so vorstellen, als wäre Ottmar Schreiner, der große SPD-Linke, zur Zeit von Gerhard Schröders Agenda 2010 Fraktionschef gewesen. Dabei wäre Mützenich nach der Wahl im vorigen Jahr eigentlich gern Bundestagspräsident geworden. Oder Minister. Seine Geschichte ist also auch eine Geschichte über eine der großen Fragen der Politik: Was tut man, wenn die eigenen Überzeugungen nicht mehr zur Wirklichkeit passen?

Man kann gehen. Man kann bleiben und es still erdulden. Oder bleiben und kämpfen, um noch ein bisschen was zu drehen.

Als Fraktionschef ist Mützenich noch für knapp anderthalb Jahre gewählt. Bleibt er so lang?

Die Flure im Bundestagskomplex sind leer an diesem Dienstagabend im März, in Berlin ist Feiertag, aber Mützenich ist da. Er ist aus Köln angereist, jetzt empfängt er in seinem Büro, es ist das erste von mehreren Treffen. Eine gute Woche vor diesem Gespräch hat der Kanzler im Bundestag die Zeitenwende ausgerufen.

Wie geht es ihm?

»Mir persönlich?« Politiker hassen diesen Satz, Mützenich hasst ihn noch etwas mehr.

Ja, Ihnen persönlich.



»Das geht mir natürlich nah«, sagt Mützenich.

Er hat stark abgenommen, seine Jeans schlabbern um die Beine, aus dem Pullover stechen die Schultern. Er thematisiert das selbst, will aber nicht lesen, wie viel es ist. Mützenich sagt, es liege nicht an der Zeitenwende, jedenfalls nicht allein, das habe schon früher begonnen, im Wahljahr.

Was genau geht ihm nah?

»Ich glaube, es hätte in der Vergangenheit immer wieder die Chance gegeben, eine Eskalation wie diese zu verhindern«, sagt er. Es habe ja auch Phasen gegeben, in denen Russland gesprächsbereit gewesen sei.

»Putin war aber ganz offensichtlich zum Krieg entschlossen. Die Zeitenwende ist jetzt da, und damit ist bei mir eine Reihe vermeintliche Gewissheiten zerbrochen.«

Er sei, sagt Mützenich, »verstört« über das, was in der Ukraine passiert.

Es senkt sich die Melancholie über den Raum, die Mützenich verbreitet wie andere Abgeordnete ihr Aftershave. Müsste man für ihn einen Song finden, es wäre etwas Schwermütiges von den Doors.

Hat er in den vergangenen Tagen, Wochen ans Aufhören gedacht?

»Da bin ich anders«, sagt Mützenich. »Natürlich gibt es Momente, in denen solche Gedanken kurz aufblitzen.«

Aber?

»Aber wenn ich jetzt vor der neuen Lage wegliefe, würde ich mir später zum Vorwurf machen, dass ich die Fraktion im Stich gelassen und nicht alle Möglichkeiten genutzt hätte, die Ankündigungen des Bundeskanzlers stärker parlamentarisch mitzugestalten.«

Mützenich ist ein leiser, freundlicher Mensch, was grundsätzlich angenehm ist, politisch aber manchmal den Effekt einer Nebelmaschine hat. Durch den Nebel erkennt man die Härte seiner Aussagen oft nicht mehr, und diese sind ziemlich hart. Was Mützenich hier sagt: Wollen wir doch mal sehen, Kanzler.



In der SPD-Fraktion wird erzählt, Mützenich habe von Scholz' Plänen, von der Zeitenwende, erst kurz vor dessen Rede im Bundestag erfahren, und so was findet der freundliche Herr Mützenich gar nicht lustig. Aber was kann er tun?

Ihm ist klar, dass er das Sondervermögen für die Bundeswehr nicht aufhalten wird, also will er wenigstens noch Geld für Dinge herausholen, die ihm wichtig sind: humanitäre Hilfe, Entwicklungszusammenarbeit, Diplomatie. Am Ende ist es Kosmetik, aber Kosmetik hilft ja oft, um vor sich selbst im Spiegel zu bestehen.

Noch deutlich schlimmer als die 100 Milliarden findet er, dass nun das Zwei-Prozent-Ziel dauerhaft erfüllt werden soll, die Union will es gesetzlich festschreiben lassen – und Scholz braucht für das Sondervermögen eine Zweidrittelmehrheit, er muss der Union entgegenkommen. Mützenich findet, dass hier eigentlich jeder Zentimeter zu viel ist.

Also bleiben und kämpfen. Wenigstens ein bisschen.

Mützenich hat über »Atomwaffenfreie Zonen und internationale Politik« promoviert, 1991, in einer Zeit der Hoffnung, der Kalte Krieg war vorbei, die Welt atmete durch. Mützenich, das geht aus den mehr als 300 Seiten hervor, war schon damals nicht so blauäugig, dazu steckte er zu tief drin in all den Verträgen und Vereinbarungen, mit denen die Menschheit die Gewalt einhegen wollte, vom Flottenabkommen aus dem Jahr 1922 bis zum Bio-Toxin-Waffenvertrag. Er wusste, wie fragil die Balance war.

Woran Mützenich aber glaubte: an die Wirkung solcher Abkommen, ihre zivilisierende Kraft. Dass nun die Barbarei zurück ist, das Recht des Stärkeren, empfindet er auch als persönliche Niederlage, als Scheitern.

»Ich habe ja kürzlich in Ihrem Magazin über mich gelesen, ich wirkte traurig«, sagt er bei einem Treffen. »Das liegt aber nicht daran, dass ich meiner Aufgabe überdrüssig wäre. Ich bin traurig darüber, dass es uns nicht gelungen ist, eine bessere Welt zu schaffen.«

Der SPD-Abgeordnete Axel Schäfer, der seit 2002 mit Mützenich im Bundestag sitzt, sagt über ihn: »Er leidet noch stärker als andere an dieser Situation, weil er ein



sehr sensibler Mensch ist. Ich glaube, er spürt jeden Tag die Bürde der Verantwortung, aus der er sich nicht herausstehlen will.«

Wenn es darum geht, sich an neue Lagen anzupassen, um die richtige Geschwindigkeit, gibt es in der Politik so etwas wie die goldene Mitte. Wer die Lage ignoriert und starr bei seinem Kurs bleibt, wirkt aus der Zeit gefallen. Wer zu hart und zu rasch umschwenkt, gilt als Opportunist. Ausnahmen sind Lagen und Ereignisse, die alles verändern. Der Krieg in der Ukraine verändert alles.

Ein Donnerstagmorgen Mitte März, die Abgeordneten im Plenarsaal des Bundestags sind still, auf zwei Bildschirmen an der Stirnseite ist Wolodymyr Selenskyj zu sehen, der Präsident der Ukraine, er spricht zu den Parlamentariern. Mützenich sitzt in der ersten Reihe, auf den Ohren Kopfhörer.

Seine Hände sind wieder in Bewegung, die Daumen spielen mit irgendetwas unter dem Tisch, während Selenskyj über Tausende tote Ukrainer redet, über deutsche Firmen, die weiter in Russland Geschäfte machen, über tote Kinder. Am Ende sagt Selenskyj: »Es lebe die Ukraine.« Die Abgeordneten stehen auf, Mützenich steht als einer der Ersten.

Danach geht es einfach in der Tagesordnung weiter, zwei Abgeordneten wird zu ihrem 60. Geburtstag gratuliert, und es geht unter anderem darum, welche Abgeordneten in den Stiftungsrat der Deutschen Härtefallstiftung entsandt werden. Es ist in etwa so passend, als würde ein Versicherungsvertreter eine Beerdigung kapern, um mal ein paar innovative Produkte vorzustellen.

Es gibt Protest, »Unwürdig!«, schreit jemand von der Union. Aufregung, Getöse, dann wird darüber debattiert, warum hier nicht debattiert werden soll. Es ist alles sehr klein, sehr beschränkt.

Für die Union redet Friedrich Merz, der Fraktionschef, für die SPD antwortet Katja Mast, die Parlamentarische Geschäftsführerin. Mützenich hält sich raus, er sitzt auf seinem Stuhl, hat den Kopf gesenkt, die Stirn in die Hände gestützt. Von der Tribüne sieht es aus, als könnte er das alles nicht mehr ertragen.



Am Abend dieses Tages schaltet er sich in eine digitale Mitgliederkonferenz der SPD, es geht, wieder mal, um den Krieg, um Waffen, die 100 Milliarden, die zwei Prozent. Mützenich klingt kämpferisch.

Er sagt, man solle das Sondervermögen politisch nicht in den Mittelpunkt stellen. Am Ende werde das Parlament entscheiden. Er erinnert daran, dass das Zwei-Prozent-Ziel nicht im Grundsatzprogramm der SPD und auch nicht im Wahlprogramm stehe.

Olaf Scholz würde nicht alles gefallen, was hier zu hören ist.

Dann wechselt Mützenich die Tonlage. Er werde weiter versuchen, die SPD vom »Weg der nuklearen Abrüstung und Rüstungskontrolle« zu überzeugen, sagt er – »solange ich das kann«.

Ein paar Minuten später sagt er: »Ich meine, ich bin 62, das ist alles überschaubar. Aber die Jüngeren, die hier mit dabei sind, werden versuchen müssen, das mitzurichten.«

Scholz hat sich mit 63 zum Kanzler wählen lassen, Mützenich denkt mit 62 darüber nach, wer die Dinge nach ihm in Ordnung bringen könnte. Er scheint zu ahnen, dass es die friedliche Welt, für die er gekämpft hat, bis auf Weiteres nicht mehr gibt.

Für seine Abiturklausur im Fach Deutsch hat Mützenich eine »Eins plus« bekommen, er analysierte die Rede Max Frischs vor dem SPD-Bundesparteitag im November 1977.

Frisch stellte damals unter dem Eindruck des Deutschen Herbstes die Frage, welchen Anteil Staat und Gesellschaft daran haben könnten, dass der Terrorismus der RAF überhaupt entstehen konnte.

Es war, einen Monat nach der Ermordung Hanns Martin Schleyers, eine unerhörte Frage. Kein Delegierter hätte sie stellen können, ohne um Amt und Mandat zu fürchten, ein Schriftsteller konnte das.

Manchmal wirkt es, als wollte Mützenich den Frisch geben.

»Wie unschuldig ist unsere Gesellschaft an der Wiederkunft des Terrorismus?«, fragte Frisch.



Mützenich fragt, welche Fehler der Westen im Umgang mit Russland gemacht habe. Als Beispiel nennt er dann immer den Vertrag über die Abwehr ballistischer Raketen, aus dem die USA vor 20 Jahren ausgestiegen sind. Natürlich, so argumentiert Mützenich, habe man in Moskau daraus Schlüsse gezogen.

Das mag sogar stimmen, rechtfertigt aber keinen Angriffskrieg. Mützenich weiß das, und er weiß, dass in Zeiten von Terror und Krieg kaum Platz für Nuancen ist. Doch er wiederholt den Punkt immer wieder.

Frisch setzte sich der Gefahr aus, als Terroristenverstehler zu gelten. Und Mützenich?

Er sitzt im April bei einer SPD-Veranstaltung auf dem Podium und ringt die Hände. »Der Punkt, der mir immer zum Vorwurf gemacht wird, ich sei ein Putin-Verstehler, ich versteh den überhaupt nicht«, sagt er. »Ich hab den noch nicht getroffen, ich kenn den überhaupt nicht!«

Allerdings formuliert Mützenich in diesen Wochen nicht nur geschickt. Ende April, die Ukraine kämpft ums Überleben und fleht um möglichst schwere Waffen, sagt er im ARD-»Morgenmagazin«: »Ich finde, die Diskussion der letzten Tage hat auch eine massiv militaristische Schlagseite.«

Etwas später an diesem Tag verkündet die sozialdemokratische Verteidigungsministerin Christine Lambrecht, dass die Ukraine Flakpanzer vom Typ Gepard bekommen soll.

Über den Terrorismus schrieb der Abiturient Mützenich im Februar 1978, ein halbes Jahr nach dem Deutschen Herbst: »Von den einen als willkommenes Ablenkungsobjekt für Staatsverdrossenheit, Zweifeln am Wirtschaftssystem und kritischen Bürgern benutzt, war er für andere der Ausdruck einer verfehlten Politik in der Gesellschaft und dem Überdenken von Normen und politischen Grundwerten.«





Er hatte die Rede Frischs nicht zu bewerten, nur rhetorisch zu analysieren. Man darf davon ausgehen, dass er sie auch inhaltlich ganz gut fand. Mützenich, so viel kann man sagen, ist sich in den vergangenen 44 Jahren<sup>1</sup> ziemlich treu geblieben.

An einem frühen Donnerstagnachmittag Anfang April kommt er aus dem Bundestag, gerade ist dort die Impfpflicht gescheitert, es ist eine Niederlage für die Ampelkoalition, für Scholz, für Mützenich.

Wie ist es gelaufen? »Scheiße«, sagt Mützenich.

Er geht an der Spree entlang, sein Ziel ist ein Restaurant, dessen einzig nennenswerte Eigenschaft darin besteht, dass es zentral liegt.

Mützenich bestellt Kaffee und ein Stück Kuchen, isst ein bisschen, schiebt den Teller zu seinem Sprecher, er hat genug. Von da an sind seine Hände mit der Kaffeetasse beschäftigt, er dreht sie ununterbrochen.

Wie geht es ihm gerade, wie läuft es?

»Es ist anstrengend«, sagt Mützenich.

Erreicht er seine Ziele, gibt es mehr Geld auch für andere Dinge als Waffen, Ausrüstung, Munition?

»Der Bundeskanzler hat uns zugesichert, dass es bei den Mitteln etwa für Entwicklungszusammenarbeit noch einen Aufwuchs geben wird«, sagt Mützenich.

Ist er optimistisch?

»Optimistisch und kämpferisch.«

Am Tag davor hat der Verteidigungsausschuss dafür gestimmt, 140 Raketen für den unbemannten Flieger Heron zu kaufen. Die Bundeswehr verfügt nun bald über bewaffnete Drohnen, Mützenich hat lange dagegen gekämpft.

Mit den Wochen wirkt es, als würde Mützenich allmählich leiser, weniger kenntlich. Das liegt daran, dass um ihn herum das Getöse anschwillt, dass jetzt Leute schwere Waffen fordern, die noch vorgestern jede Lieferung abgelehnt haben, dass die

---

<sup>1</sup> In der gedruckten Version stand an dieser Stelle fälschlicherweise 34 Jahre. In der online veröffentlichten Fassung wurde es korrigiert.



Debatte in Großbuchstaben stattfindet. »Entschuldigung«, sagt Mützenich Ende April bei einer Podiumsdiskussion – aber er habe nun mal »ein Unbehagen, wenn’s um Waffen und um Waffenlieferungen geht«.

Es liegt aber auch an ihm. Er fordert jetzt nicht mehr so viel, er weiß, dass jede Forderung, die am Ende nicht erfüllt ist, als Niederlage für ihn gewertet wird. Die Dinge sind im Fluss, es wird verhandelt, taktiert. Eine Million für Wirtschaftshilfe hier, eine für Entwicklungszusammenarbeit dort, aus der Zeitenwende wird politisches Handwerk, portioniert in Haushaltstitel.

Und manchmal wirkt es, als wollte Mützenich damit gar nicht mehr viel zu tun haben.

An einem warmen Tag im Mai sitzen elf Schülerinnen und Schüler vor ihm in einem Klassenraum. Er ist an sein altes Gymnasium zurückgekehrt, Köln-Mülheim, Düsseldorfer Straße, »mit gemischten Gefühlen«, sagt er. Man sieht es ihm an.

Mützenich kommt aus einer Arbeiterfamilie, er ging zunächst auf die Hauptschule und erst nach der zehnten Klasse aufs Gymnasium. Die ehemaligen Hauptschüler, erzählt er, seien in einer Baracke unterrichtet worden, getrennt von denen, die schon immer Gymnasiasten waren. Man fragt sich danach nicht mehr, warum Mützenich Sozialdemokrat wurde, warum er sich bei den Falken engagierte, der Sozialistischen Jugend.

Es ist der erste Besuch seit dem Abitur, ein Lehrer hat ihn eingeladen, von selbst wäre Mützenich nie auf die Idee gekommen. Er sagt: »Ich habe nicht viele gute Erinnerungen an die Düsseldorfer Straße.«

Der Lehrer stellt Mützenich vor: »Liebe Schülerinnen und Schüler, das ist Rolf Mützenich, der Fraktionsvorsitzende der SPD im Deutschen Bundestag. Er hat die Richtlinienkompetenz für die SPD. Der hält die ganzen SPDler im Bundestag auf Linie.«

Mützenich schaut kurz auf den Boden.

Ein Schüler fragt: »Wie groß ist Ihr Einfluss als Fraktionsvorsitzender auf Olaf Scholz und die Regierungsentscheidungen?«



Mützenich grinst, das kommt nicht oft vor. Er überlegt einen Moment. »Es ist getrennt«, sagt er dann. »Darauf lege ich auch großen Wert, weil ich sonst nicht meine Unabhängigkeit erhalten könnte.« Olaf Scholz sei ja auch nicht gerade »als Kommunikator verschrien«, deshalb sei der Kontakt zwar »intensiv, aber jetzt nicht jeden Tag«.

Er habe, sagt Mützenich, natürlich Einfluss, aber über Waffenlieferungen entscheide zum Beispiel der Bundessicherheitsrat. Dem er nicht angehört.

»Wenn meine Meinung gewünscht ist in diesen Fragen, äußere ich die dann auch«, sagt Mützenich etwas später, und da müssten sich die Schülerinnen und Schüler so langsam mal fragen, was ihr Lehrer ihnen eigentlich erzählt hat, von wegen Richtlinienkompetenz und auf Linie halten. Der Mann vor ihnen klingt eher wie ein Botschafter a. D., der hin und wieder an der Akademie für Politische Bildung referiert.

Ein Schüler fragt ihn noch, ob er sich als Fraktionschef in der Tradition von Herbert Wehner sehe. Lange, gewundene Antwort, Zusammenfassung: Nein, eher nicht.

Am Ende nimmt Mützenich die beiden Satteltaschen, die er mit sich durch die Schule getragen hat, steigt auf sein Rad und fährt anderthalb Stunden zum Flughafen. Das Rad wird er bei der Bundespolizei unterstellen, in der Raucherecke, sagt er, dann wird er ins Flugzeug nach Berlin steigen.

Am nächsten Tag gibt es ein weiteres Treffen, wieder in seinem Büro, es geht noch mal um die Frage, ob und wie er aus der Regierung informiert wird, über die Lieferung der Geparde, beispielsweise. Da sagt er: »Ich muss nicht jede Einzelheit kennen, wenn grundsätzliche Fragen zuvor geklärt sind.« Das entlaste ihn sogar. »Es gibt Politikertypen, die es nicht ertragen können, abends ins Bett zu gehen, wenn sie nicht alles wissen und überall beteiligt waren. So bin ich nicht.«

Und es schützt. Wer nicht alles weiß, kann nicht für alles verantwortlich sein.

Er kann in diesem Gespräch immer noch nicht sagen, was die Verhandlungen über das Sondervermögen ergeben, welche Formulierung zum Zwei-Prozent-Ziel gefunden wird, wie viele Millionen es wofür gibt. »Das sind jetzt Gespräche zwischen Christian Lindner und den Fachministern, da bin ich nicht beteiligt«, sagt er. »Am Ende ist das eine Entscheidung des Bundestags.«



Üblicherweise machen Politiker ihren Anteil an Entscheidungen und Gesetzen eher größer, als er ist. Mützenich macht ihn eher kleiner, er hält die Sache von sich weg.

Das scheint ihn irgendwie frei zu machen, zumindest redet er so.

»Ich bedaure sehr, dass wir den nachfolgenden Generationen keine bessere Welt hinterlassen«, sagt er.

Über seine Lebensthemen Abrüstung und Frieden sagt er: »Da bin ich gescheitert.«

Ist das nicht etwas hart?

»Offensichtlich war mein Ansatz nicht überzeugend genug«, sagt Mützenich. Wieder kommt er auf den Vertrag über die Raketenabwehr. »Das lässt einen schon an sich selbst zweifeln.«

Mützenich klingt jetzt, als zöge er über Mützenich Bilanz. Es ist keine schöne, nach 20 Jahren im Bundestag. Ist das nicht traurig?

»Ja, das nagt an mir. Ist ja klar.«

Und das ist es dann wohl. Er kann jetzt noch an der einen oder anderen Strippe ziehen, an Gesetzen schrauben, am Haushalt, aber mit dem, wofür er mal in die Politik ging, ist er gescheitert. Egal was da noch kommt.

Der vergangene Mittwochvormittag, ein letztes Treffen in seinem Büro. Eigentlich sollte der Bundestag in dieser Woche über das Sondervermögen entscheiden, aber die Verhandlungen dauern nun länger. Es ist mühsam, die Zeitenwende wird zur Machtpolitik, die Union will Zugeständnisse, die Grünen dürfen aber nicht verprellt werden, die linken Sozialdemokraten auch nicht.

Mützenich sagt, beim Zwei-Prozent-Ziel werde es auf die Formulierung ankommen. »Da wird es auch von Nuancen abhängen, ob meine Fraktion dem zustimmen kann.«

Letzte, ganz andere Frage: Wie lang macht er es noch als Fraktionschef?

»Fragen Sie mich das doch noch mal in einem Jahr«, sagt Mützenich.